

Familie im Aufbruch

Auf der Suche nach neuen Bildern

Mathias Wais

Weihnachten 2016



Mathias Wais | 1948 geboren in Stuttgart
Nach dem Studium der Judaistik, Tibetologie
und Psychologie vielfältige Berufstätigkeit in
der Neuropsychologie, Erziehungsberatung,
Biographiearbeit und Begabtenförderung. Er
veröffentlichte zahlreiche Bücher und Artikel
zu den Bereichen Biographik, Pädagogik
und Religion. Nach einer entsprechenden
Ausbildung z.Zt. Mitarbeit als Müller an alten
Windmühlen und weiterhin schriftstellerisch
tätig.

Familie im Aufbruch

Auf der Suche nach neuen Bildern

Mathias Wais



2016 | Priesterseminar Hamburg der Christengemeinschaft
Redaktion | Ulrich Meier, Layout | Heidemarie Ehlke

Alle Rechte vorbehalten.

Diese Broschüre oder Teile der Broschüre dürfen nicht vervielfältigt, in Datenbanken gespeichert oder in irgendeiner Form, auch nicht elektronisch oder fotomechanisch (Fotokopieren, Aufnahmen etc.), übertragen werden.

- Dieses Heft wurde den Freunden und Förderern des Priesterseminars
- Hamburg als Weihnachtsgabe 2016 überreicht. Es kann zum Preis
- von € 5,- (zzgl. Versandkosten) nachbestellt werden.

Priesterseminar Hamburg der Christengemeinschaft

Johnsallee 17 | 20148 Hamburg

Telefon 040. 33 45 55-80 | Email: info@priesterseminar-hamburg.de

www.priesterseminar-hamburg.de

Vorbemerkung

Wir sind sehr dankbar, dass Mathias Wais seit einigen Jahren am Hamburger Priesterseminar das Angebot „Biographiearbeit“ für unsere Studierenden bereithält. In einer kürzeren oder längeren Reihe von Einzelgesprächen, deren Inhalte selbstverständlich auch gegenüber der Seminarleitung vertraulich behandelt werden, erhalten die Seminaristinnen und Seminaristen Anregung und Unterstützung, um durch den sorgfältigen Umgang mit der eigenen Biographie eine geeignete Grundlage für ihre seelsorgerliche Kompetenz zu finden.

Mit der Frage nach der Erneuerung des Familienbildes greift er im vorliegenden Aufsatz ein zentrales biographisches Thema auf: Die Herkunftsfamilie ist der soziale Ort, an dem jeder Mensch seinen Entwicklungsweg zu einer autonomen Lebensführung beginnt. Zugleich ist es vor allem dieser Umkreis, von dem wir als Kinder wahrgenommen und wertgeschätzt werden möchten. Vom Gelingen der damit verbundenen Konstellationen hängt viel für die weitere Biographie ab.

Mathias Wais unternimmt mit seinen Lesern eine imaginäre Reise, an deren Stationen sich konkrete Bilder einstellen, wie der enge Rahmen der traditionellen Kleinfamilie erweitert werden könnte. Dabei geht er von der Frage aus, wie die „Heilige Familie“ der Bibel in deren Rezeptionsgeschichte zu einem wenigstens teilweise auch fragwürdigen Mythos geworden ist. Anschaulich schildert er daraufhin anhand von Beispielen, welchen Spielraum Familien in ihrer Entwicklung haben könnten.

Am Ende steht selbstverständlich kein Rezept – das verbietet sich schon aufgrund der Tatsache, dass sich heute jede biographische Fragestellung daran messen lassen muss, ob sie dem nach Freiheit strebenden Individuum dienen will. Der Schluss des Aufsatzes ermuntert vielmehr dazu, durch das Gespräch erste Schritte zur „Familie im Aufbruch“ zu machen.



Ulrich Meier

Originalbeitrag des Autors, Sommer 2016

Mythos Familie

Es ist Weihnachten, Heiligabend. Was sagt uns dieses „Fest der Familie“, wie wir es gerne nennen, zu eben diesem Thema Familie? Schauen wir zum Beispiel bei Kiesewetters rein: Frau Kiesewetter wirbelt noch in der Küche. Ihr Mann befasst sich mit dem Feuer im Holzofen, das nicht richtig in Gang kommen will. Fiona, 8 Jahre alt, und Yannick, 11 Jahre, suchen nach den CDs mit den Weihnachtsliedern. Oma ist auch da. Auf einem Tischchen neben dem reich geschmückten Weihnachtsbaum ist mit viel Liebe die Krippe aufgebaut worden: eine vorne offene, einfache Holzhütte, Maria an der Krippe sitzend, Josef daneben kniend, das Jesuskind auf Stroh in der Krippe liegend, Ochs und Esel dahinter. Maria und Josef, auch die Tiere, sehen etwas mitgenommen aus – die Figuren wurden seit Uroma-Zeiten in der Familie weitergegeben. Sie sind etwas abgegriffen, wirken dadurch ärmlich, aber andererseits umso authentischer. Besonders stolz ist man auf das Jesuskind: Es ist aus Wachs und glänzt. Es wird das Jahr über in einer besonderen Box im kühlen Keller aufbewahrt.

Vielleicht wird es ein schöner Abend. Dass uns unweigerlich Loriots Weihnachtsszene bei Familie Hoppenstedt in den Sinn kommt – erst sagt Dickie das Gedicht auf, dann holen wir die Geschenke, dann machen wir es uns gemütlich, oder erst die Geschenke ...? – , muss ja für Familie Kiesewetter nichts bedeuten.

Schauen wir in die Herzen der einzelnen Familienmitglieder. Herr Kiesewetter hofft, dass seine Schwiegermutter nicht schon wieder und zum hundertsten

Mal von den Weihnachtsabenden in ihrer Kindheit in Ostpreußen erzählt. Während er dem Feuer nachsinnt, empfindet er Dankbarkeit, dass seine Frau ihm den Flirt mit der Kollegin verziehen hat. Der Holzofen bollert mächtig. Es wird heiß im Zimmer. Gerne würde sich Herr Kieseewetter jetzt mit zwei, drei Nachbarn auf ein kühles Bier treffen.

Frau Kieseewetter sehnt sich hauptsächlich nach Ruhe. Sie hat noch bis heute Mittag 12 Uhr gearbeitet, danach noch schnell einiges für das Festmahl eingekauft. Dann hat sie gleich mit dem Vorkochen angefangen. Zwischendrin musste im Wohnzimmer noch mal gewischt werden. Sie sieht sich mit einem Buch in der Hand an einem Strand liegen und abwechselnd dösen und lesen.

Oma hat die Bilder aus ihrer Kindheit vor Augen, wie das ganze Dorf sich Heiligabend auf dem Marktplatz eingefunden und Weihnachtslieder gesungen hat.

Fiona denkt an Tante Mia, die krank ist und jetzt zuhause alleine Heiligabend feiern muss. Und sie schämt sich ein bisschen, weil ihr kein Geschenk für Tante Mia eingefallen ist, die man morgen besuchen wird. Immerhin hat sie heute Mittag noch schnell ein Bild für sie gemalt.

Yannick, während er einige CDs herauslegt, hält innerlich ein Bild fest, einen Moment, der ihm kostbarer ist als jedes Geschenk, das er nachher auspacken wird: Greta aus der Parallelklasse hat ihm am letzten Schultag vor den Ferien zugezwinkert.

Wir überlassen Familie Kieseewetter sich selbst und schauen noch einmal auf das „Urbild“, die „Heilige Familie“. Wenn wir den entsprechenden Text im Neuen Testament ganz naiv lesen (Lk 2, 1-20), so stellt sich die Frage ein, wieso wir Josef und Maria mit dem Kind für den Inbegriff der Familie halten. In unserem heutigen Sinn ist dies lt. Evangelientext keine Familie gewesen. Maria und Josef waren zum Zeitpunkt der Zeugung Jesu nicht verheiratet (Mt 1, 18-20) und Josef war nicht der Vater (Mt 1,25). Allenfalls haben wir es mit einer Stieffamilie zu tun. Aber das Bild dieser Dreiergruppe hat schon bald eine enorme normative Wucht entfaltet. Als ob die Kernfamilie aus Mutter, Vater und ein oder zwei Kindern, wie wir sie heute kennen, bereits im Evangelium gewollt wäre, von Gott gewollt. Und gerade zu Weihnachten sollen all die normativen Vorstellungen,

die wir heute mit dem Begriff „Familie“ verbinden, zum Höhepunkt kommen. Gerade Weihnachten soll der Mythos Familie vollständig Wirklichkeit werden, Familie nämlich als Ort der Harmonie (hat Josef eigentlich harmonisch reagiert, als er von Marias Schwangerschaft erfuhr?), der Verlässlichkeit von Beziehungen (hat Josef die Beziehung zu Maria als verlässlich empfunden, angesichts ihrer Schwangerschaft, an der er nicht beteiligt war?) und der Solidarität (hier stimmt das Bild: Josef war solidarisch mit Maria, obwohl er nicht der Vater war). Die Familie also als geschlossenes System, eine Burg.

Familie als Lebensform, wie wir sie heute verstehen, nämlich als Klein- oder Kernfamilie, ist keineswegs die direkte Nachfolge der „Heiligen Familie“, sondern sie ist erst im 17. Jahrhundert mit dem aufsteigenden Bürgertum entstanden und hat sich im 18. Jahrhundert europaweit mit dem Aufkommen der Industrialisierung und damit der Trennung von Privatleben und Beruf rasch durchgesetzt. Heute erleben wir, dass diese Kleinfamilie zunehmend zur Überforderung führt. Denn sowohl die Erwachsenen wie die Kinder sind in derart viele Außenbeziehungen eingespannt – durch Schule, Beruf, Freizeitaktivitäten und durch die sozialen Netzwerke –, dass es immer schwieriger wird, Familie als geschlossenen Schutzraum zu leben. Die Frau sieht sich schon seit Jahrzehnten maximal gefordert durch die Doppelrolle von Mutterschaft und Familienmanagerin einerseits und Berufstätigkeit andererseits. Viele Familienmütter sind ob dieser Zerrissenheit besetzt von Selbstzweifeln (Bin ich eine gute Mutter?). Die Kinder werden früh selbstbewusst, hinterfragen innerfamiliäre Normen, sind starken Einflüssen von außerhalb der Familie ausgesetzt durch den sozialen Druck der Peer-Group und die virtuellen „Freundschaften“. Andererseits ist Familie immer noch mit hohen Erwartungen belegt. Enttäuschungen, Streits, die ja nicht an sich vom Übel wären, beschädigen den Mythos Familie, den im Alltag zu leben man sich gleichzeitig angespannt bis verkrampft bemüht. Eheliches Leben kann sich verlieren über der alltäglichen Fürsorge und dem ständigen Familienmanagement. Die reale Familie schrumpft: Trennungen und Scheidungen nehmen zu, sogenannte Ein-Eltern-Familien deshalb auch.

Verzichten wir auf die nähere Darstellung der vielerorts desolaten Zustände einer fragil gewordenen Institution, die immer mehr Kräfte fordert, sie zusammenzuhalten und die gleichzeitig kaum mehr das Maß an Kräften gibt, das

man in ihr sucht. Verzichten wir auch auf eine exemplarische Darstellung des weihnachtlichen Schmierentheaters, wenn sich einige Trennungseltern „um der Kinder willen“ Heiligabend vor der Krippe noch mal zusammentun und den Kindern heile Familie vorspielen.

Das zunehmende Misslingen von Familienleben zu analysieren setzt voraus, dass Familie real so sein müsste, wie es der Mythos vorschreibt, und würde nur fragen, warum es nicht gelingt. Familie, wie wir sie auffassen, hat jedenfalls ihre Selbstverständlichkeit verloren. Sie trägt nicht mehr so verlässlich, wie wir das erwarten. Nehmen wir das ernst und sehen uns nach Alternativen um.

Denn Familie braucht heute offenbar andere Bilder, neue Bilder, um wieder frei atmen zu können. Machen wir uns auf eine Reise in die Vergangenheit und in die Gegenwart und besuchen wir andere Familienmodelle und fragen: Welche Aspekte alternativer Auffassungen von Familie könnten für uns anregend, vielleicht sogar zukunftssträftig sein? Wir wollen so versuchen, unser Bild von Familie, den Mythos Familie, in Bewegung zu bringen. Denn augenscheinlich stehen hier Aufbruch und Wandel an. Wir werden sehen, dass es funktionierende Alternativen gab und gibt. Die neuen Bilder gab und gibt es schon. Manche scheinen uns bereits im Evangelium veranlagt. Lassen wir uns also anregen.

Die erweiterte Familie

Blicken wir noch einmal zurück auf Familie Kiesewetter. Was den einzelnen Familienmitgliedern durch Kopf und Herz geht, zeigt eine zentrifugale Geste. Jeder denkt nach draußen an diesem „Fest der Familie“. Im Umkehrschluss können wir dies als Zeichen der Enge sehen, die die Kleinfamilie mit sich bringt. Die Eltern sind nicht nur Weihnachten, sondern auch an den übrigen 364 Tagen im Jahr allein verantwortlich für die Erziehung der Kinder, ihr Wohlergehen und ihr Gedeihen. Die Gestaltung des Familienlebens orientiert sich an einer Tradition, die wir für naturgesetzlich oder gottgewollt halten. Man idealisiert den Mythos der Kleinfamilie und erlebt zugleich die Überforderung, die Enge und

oft eine gewisse Abgeschlossenheit nach „draußen“. Die Gesellschaft lässt die Kleinfamilie allein. Das war nicht immer so. Zu anderen Zeiten und in anderen Kulturkreisen gab und gibt es breiter angelegte Familienmodelle. Reisen wir zuerst zu den Irokesen.

Hier leben ca. 30 bis 50 Personen in einem „Langhaus“ zusammen. Die Erwachsenen sind matrilinear verwandt. Zwei oder drei ältere Frauen bilden das Zentrum. Ihre Kinder und die Kinder ihrer Töchter leben im selben Langhaus. Die Kinder ihrer Söhne leben in einem anderen Langhaus, dort, wo sie gezeugt und geboren wurden. Denn die Irokesen kennen, wie fast alle matriarchalen Gesellschaften, keine Ehe, wie wir sie verstehen. Sie haben auch kein Wort dafür. Vielmehr pflegen sie die „Besuchsehe“. Das heißt, der erwachsene Mann besucht, manchmal nur nachts, eine Frau aus einem anderen Langhaus. Die Kinder dieses Liebespaares wachsen im Langhaus der Frau auf, die „besucht“ wurde. Der Mann hat gegenüber seinen leiblichen Kindern keine weiteren Aufgaben. Die Vaterrolle, wie wir sie verstehen, nimmt er dagegen gegenüber den Kindern seiner Schwestern ein – in dem Langhaus, in dem er lebt. Wir erleben hier also eine matriarchal organisierte Sippe und damit einen erweiterten Familienbegriff.

Die Frauen der mittleren Generation kochen gemeinsam. Jedes Langhaus verfügt über zwei bis vier Feuerstellen in seiner Mitte, einer Art Flur, lang und breit. Die Kinder wachsen unter einer großen Gruppe von Erwachsenen auf, mit denen sie matrilinear verwandt sind. Sie werden von allen zusammen erzogen und in die Traditionen eingeführt. Die enge Verantwortung eines Elternpaares für seine Kinder kommt hier nicht vor.

Die Männer haben draußen ihren Aufgabenbereich: Durch Jagd oder Ackerbau beschaffen sie die Lebensmittel; ferner sind sie zuständig für Verhandlungen mit anderen Sippen. Hier bringen sie ein, was ihnen die Vollversammlung ihres Langhauses aufträgt. Sie sind Delegierte, mit keiner Vollmacht ausgestattet außer der, die Belange ihrer Sippe zu vertreten.

Hier leben also Blutsverwandte zusammen, und zwar in einer flachen Hierarchie. Die älteren Frauen einer Langhaus-Sippe genießen hohe Autorität in den Versammlungen, sie geben aber keine Anweisungen und sie haben das gleiche Stimmrecht wie alle anderen auch. Die Kinder sind bei den Versammlungen

anwesend, leben sich früh in die Diskutierfreudigkeit der Erwachsenen ein, haben aber kein Stimmrecht und noch keine Verantwortung.

Wir reisen weiter in den Jemen der 1960er Jahre und treten in ein Dorf ein, das für uns Europäer zunächst etwas unheimlich wirkt: die Gassen sind eng und menschenleer, es ist still. Wir gehen zwischen hohen Lehmmauern, die keine Fenster haben. Wären wir nicht hierhin eingeladen worden, würden wir meinen, das Dorf sei verlassen. Dann aber treten wir durch ein reich geschnitztes Holztor und blicken in einen Innenhof ein, in dem buntes Leben sprudelt. Einige farbenprächtig gekleidete Frauen sitzen an einem Brunnen und unterhalten sich lachend. Kinder spielen mit Holzreifen oder buddeln im Sand. Etwas seitlich sitzen, ebenfalls in bunten Kleidern und mit gehämmertem Silberschmuck behängt, ältere Frauen auf einem Teppich und trinken Tee. Der Innenhof ist mit in der Sonne glitzernden Steinen geschmückt, die zu Mustern oder Mosaiken gefügt sind. Er ist eingefasst von zweistöckigen Häusern mit großen Fensteröffnungen (jedoch ohne Verglasungen, vielmehr sind einige mit Stoffen zugehängt). In einer der Öffnungen sitzen zwei Frauen und singen.

Männer sehen wir keine. Wir erfahren, dass die Menschen hier alle blutsverwandt sind, hier aber, anders als bei den Irokesen, patrilinear. Trotzdem ist dieses Familienleben ausschließlich von Frauen geprägt, augenscheinlich von sehr selbstbewussten Frauen. „Das Familienleben ist der Raum der Frau“, sagt uns ein Fremdenführer. „Der Mann ist hier nur zu Gast.“ Er kommt oft erst spät am Abend, nach der Arbeit auf dem Feld, beim Vieh oder im Handel. Vor allem aber hat er sich, bevor er nachhause kommt, mit anderen Männern in einer Art Teestube getroffen. Dort wird debattiert, geraucht, auch noch gehandelt, da werden erste Kontakte geknüpft für die Verheiratung der Heranwachsenden.

Auch bei diesem Modell sehen wir eine deutlich erweiterte Familie, die Prägung des Familienlebens durch mehrere Frauen, wir sehen gemeinsame Kinderbetreuung und gemeinsame Erziehung. Nach außen hin regiert der Mann. Er bestimmt über die Außenbeziehungen der Familienmitglieder. Die Frau lebt scharf abgegrenzt von der Außenwelt. Sie darf in manchen Gegenden nicht einmal ohne männliche Begleitung ihren Innenhof verlassen.

Wenn wir nun der Familie im alten Rom einen kurzen Besuch abstatten, so sehen wir, dass sich hier die Macht des Mannes, des Pater familias, auch nach innen erstreckt. Zur römischen Familie gehören außer den Eheleuten und deren Kindern die Sklaven, das Gesinde, die Freigelassenen und übrigens auch das Vieh. Auch hier sehen wir ein Atrium, einen Innenhof, mit tätigem Leben gefüllt, hier allerdings weniger spielerisch, sondern arbeitsam. Die Kinder werden von der Mutter und einer Art Gouvernante betreut. Dies kann eine Sklavin sein oder eine Freigelassene oder eine Verwandte, zum Beispiel die unverheiratete Schwester der Ehefrau des Hauses. Familie wird hier als Hausgemeinschaft aufgefasst, die vom Pater familias zusammengehalten und geführt wird. Seine Macht geht so weit, dass er über Tod oder Leben in seiner Familie entscheiden kann. Blutsverwandtschaft ist hier nur ein Aspekt der Hausgemeinschaft, Arbeitsbeziehung der andere.

Wir reisen weiter nach Israel, bewegen uns jetzt in den 1970er Jahren. Wir wollen einen Kibbuz besuchen, von dem wir gehört haben, dass er ein besonderes Modell der Eltern-Kind-Beziehung lebt. Die Eltern leben in recht kleinen Häusern oder Hausgemeinschaften. Die Kinder aber leben in Kinderhäusern, je zu zehnt etwa, und in Altersgruppen zusammengefasst. In den Kinderhäusern schlafen sie, hier werden sie verköstigt. Sie gehen von hier aus zur Schule, erhalten hier Hausaufgabenbetreuung oder Nachhilfe. Die Metapelet, eine Erzieherin, organisiert am Nachmittag Spiel- oder Ausflugsaktivitäten. Kindergeburtstage werden auch im Kinderhaus gefeiert. Wenn der sechsjährige Avigdor seinen Geburtstag feiert, lädt er Freunde aus seinem Kindergarten ein – und seine Eltern. Sonst besuchen die Kinder ihre Eltern am Abend, wenn diese den Arbeitsalltag hinter sich haben, je nach Alter für zwei oder drei Stunden. Man erzählt, macht vielleicht Spiele, singt zusammen. Hausaufgaben und alles andere Schulische ist bereits im Kinderhaus erledigt. Die Beziehung Eltern-Kind ist unbelastet davon. Zum Schlafen gehen die Kinder dann zurück in ihr Kinderhaus. Nur am Wochenende schlafen sie bei den Eltern. Sie treffen vor Shabbatabend ein und gehen zurück in ihr Kinderhaus bereits am nächsten Abend nach Shabbatausklang. Denn am nächsten Tag, unserem Sonntag, beginnt schon wieder die Schule oder der Kindergarten.

Die Beziehung zwischen Eltern und Kind ist nach unserer Beobachtung sehr herzlich, weitgehend frei von Spannungen, wie sie sich aus dem

Erziehungsalltag ergeben würden. Der primäre soziale Raum für das Kind ist das Kinderhaus. Seine primäre Bezugsperson ist die Metapelet. Die Eltern sind so etwas wie gute Freunde.

Weil bei diesem Modell die Eltern von der Erziehung entlastet sind, ist ihre Ehe auch nicht bedrängt, jedenfalls nicht durch Familienmanagementaufgaben. Wie uns ein älterer Kibbuznik erzählt, ist die Scheidungsrate in Kibbuzim wie diesem wesentlich geringer als im übrigen Israel.

Die Kibbuzniks verstehen sich hier als Großfamilie, die nicht aus Blutsverwandtschaft zusammenkommt, sondern aus einem Gemeinschafts- und Solidaritätsideal heraus.

Die Familie als Glaubensgemeinde

Wir reisen deshalb, die ideelle Grundlage von erweiterter Familie weiter verfolgend, zurück in die Vergangenheit, nach Philippi, zu Lydia und ihrer Hausgemeinschaft. Die Nachricht über sie im Neuen Testament ist knapp (Apg 16, 14ff), lädt aber zu weitergehender Ausgestaltung ein.

Lydia ist Purpurchandlerin, selbständige Geschäftsfrau offenbar. Sie kommt ursprünglich aus Thyatira in Kleinasien. Sie ist damit eine der vielen in Philippi Zugewanderten. Die Stadt liegt an der Via Egnatia, der Verbindungsstraße zwischen Rom und dem Nahen Osten. Römische Veteranen sind hier angesiedelt, eingeborene mazedonische Händler leben hier ebenso wie Nachfahren der Thraker. Reste einer ägyptischen Kultstätte weisen auf eine einst aus Ägypten eingewanderte Bevölkerungsgruppe hin. In der Nähe befinden sich Thermalquellen, es dürften auch Kurgäste hier verweilt haben. Philippi ist damals Handelsort, auch weil es nur 15 Kilometer vom Golf von Thasos entfernt ist. Hier, in Kavala, ging Paulus an Land.

Vielleicht ist Lydia Witwe. Es bleibt auch offen, ob sie Kinder hat. Jedenfalls steht sie einer Hausgemeinschaft vor, ähnlich der römischen Familie, mit Mägden und Sklaven, hier aber ohne Pater familias, sondern mit ihr als Frau

an der Spitze – für die damalige Zeit sicherlich ungewöhnlich.

Lydia hatte sich der jüdischen Gemeinde von Philippi angeschlossen, ohne andererseits den jüdischen Glauben formell anzunehmen. Als Paulus vor Frauen dieser Gemeinde predigt, die sich am Fluss zum Gebet versammelt hatten – Lydia war auch anwesend –, „tat der Herr ihr das Herz auf“. Spontan lässt Lydia sich und ihr „Haus“ von Paulus (oder dem mitgereisten Silas) taufen. Damit entsteht eine „Familie“, eine Lebensgemeinschaft, die nicht aus Blutsverwandtschaft zusammen lebt (es ist ja unklar, ob überhaupt Verwandte von ihr hier gelebt haben), sondern durch den Glauben, durch das Ideal, von dem Paulus gepredigt hatte. „Haus“ meint ja in diesem Zusammenhang nicht das Gebäude, sondern eine Gruppe von Menschen, die bisher zusammenleben, weil sie zusammen arbeiten. Diese Mägde, Diener und Sklaven werden also mitgetauft. „Familie“, das heißt ein intimes Zusammengehörigkeitsgefühl, ein Ort der Verlässlichkeit und Solidarität, entsteht hier aus dem Glauben. Damit ist der Grundstock gepflanzt für eine neue Art sozialer Einheit, auch wenn die äußere Form in römischer Zeit die übliche ist (außer dass der Haushaltsvorstand eine Frau ist). Diese neue soziale Einheit ist von vornherein ein flexibles, dynamisches Gebilde, das ständig im Fluss ist: Lydia öffnet ihr „Haus“ für andere Christen, die nun bei ihr zusammenkommen, zu Gebet und Austausch. Einige von ihnen mögen in dieser Hausgemeinschaft, zumindest zeitweise, mit gelebt haben. Man ist verbunden über den neuen Glauben, nicht durch Verwandtschaft. Dies ist bildlich noch betont dadurch, dass Philippi ein Gemisch aus Völkern und Religionen ist. Mit Lydias durch Taufe neu fundierter Hausgemeinschaft entsteht für all die verschiedenen Menschen unterschiedlichster geographischer und sozialer Herkunft eine neue Heimat.

So können wir Lydias Hausgemeinschaft als Urbild frühchristlicher Hausgemeinschaften sehen. Paulus beschreibt in Gal 3,28 die neue familienähnliche Lebensgemeinschaft so: „Da gibt es nicht mehr Jude noch Grieche, Sklaven oder Freien, Mann oder Frau, ihr alle seid eins in Christus.“

Jesus setzt einen neuen Maßstab

Wir wissen nicht, welchen Inhalts die Predigt des Paulus vor den Frauen in Philippi war. Jedenfalls können wir aber feststellen, dass Lydia, bewusst oder unbewusst, ein Diktum Jesu aufnimmt, der die Gemeinschaft im Glauben sehr dezidiert über die familiäre Gemeinschaft stellt, die aus Blutsverwandtschaft heraus besteht. Familie im herkömmlichen Sinn (die jüdische Religion ist familienorientiert, die Zugehörigkeit zur Religion wird matrilinear weitergegeben) ist für Jesus – vorsichtig gesagt – keine relevante Größe.

Jesus selbst scheint keine Familie gegründet zu haben. Zu seiner Herkunftsfamilie hat er ein distanzierendes Verhältnis. Nach allen Evangelien führt sein öffentliches Auftreten zu Konflikten mit seiner Familie. Als zum Beispiel Verwandte ihn zurückhalten wollen und ihn für von Sinnen erklären und ihm dies zugetragen wird (Mk 3,21) spricht er aus, was er unter Familie versteht: „Wer den Willen Gottes erfüllt, der ist für mich Bruder und Schwester und Mutter“ (Mk 3,35).

Sehr scharf liest es sich bei Matthäus (10,34ff): „Denn ich bin gekommen, den Menschen zu entzweien mit seinem Vater und die Tochter mit ihrer Mutter.“ In unserem Zusammenhang können wir dies so verstehen: Es geht ihm wohl nicht darum, Streit zu säen zwischen Eltern und Kindern, sondern er will das Individuum befreien aus dessen familienbezogenen Rollen und Bindungen. Geistesverwandtschaft statt Blutsverwandtschaft ist das Ziel.

Zu seiner unmittelbaren Nachfolge gehört es, die Angehörigen zu verlassen, sie zurückzulassen (z.B. Mt 10,37: „Wer Vater oder Mutter mehr liebt als mich, der ist meiner nicht wert ...“). Nach Markus (1,20) ließen die ersten Jünger ihre Väter bei der Arbeit zurück – was eine Provokation, ein Tabubruch war, denn das vierte Gebot verlangt auch die Fürsorge des erwachsenen Mannes für seine Eltern. Und nach Lukas (14,26f) ist in der Nachfolge Jesu die gesamte Verwandtschaft einschließlich Frau und Kindern zu verschmähen („missein“, auch als „hassen“ übersetzbar). Auch hier dürfte nicht der persönliche Hass, ein Hass auf Vater und Mutter als Person gemeint sein, sondern das hier verlangte Zurückweisen der Beziehung richtet sich auf das familiär festgelegte Bindungsverhältnis und damit auf die rein auf Fleisch und Blut gegründete Gemeinschaft, wie sie damals üblich war.

Das ist heute nicht weniger revolutionär als damals. Denn Familie als Selbstzweck ist damit aufgehoben. Stattdessen soll die „Gemeinschaft in Christo“ entstehen. Auch von seinen irdischen Eltern grenzt sich Jesus scharf ab und seine Mutter spricht er an keiner Stelle mit „Mutter“ an, sondern mit „Frau“. Das dürfte ebenso respektvoll wie distanziert gemeint sein. Die im Glauben und in der Nachfolge Jesu gegründete Gemeinschaft kann natürlich auch leibliche Verwandte umfassen (z.B. Apg 1,14) – auch da heraus ergibt sich, dass nicht ein Hass auf die konkreten verwandten Personen gemeint ist. So kann uns Lydias Hausgemeinschaft als Urbild einer auf Entscheidung und Wahl gegründeten Lebensgemeinschaft gelten, deren gemeinsames Dach nicht das Verwandtschaftsverhältnis ist, sondern das Ideal, der Glaube.

Man kann sich fragen, wieso sich trotz dieser damaligen Modernität der Gemeinschaftsauffassung im christlichen Abendland dennoch die auf Verwandtschaft bezogene Familie so absolut als einzig denkbare und einzig legitime Modell einer Lebensgemeinschaft etabliert hat. Eine Ursache hierfür dürfte darin liegen, dass die Kirche schon früh ein Interesse hatte, die Verwandtschaftsfamilie als „Reproduktionsstätte“ von Gläubigen zu fördern. So erklärt zum Beispiel noch Papst Johannes Paul II. 1981 in seinem apostolischen Schreiben „Familiaris consortio“ die „Heilige Familie“, Maria, Josef und das Jesuskind, zum Ur- und Vorbild für alle christlichen Familien. Dies angesichts einer neuen Form von Familie, die Christus angestrebt hat, und im Übrigen auch angesichts der Tatsache, dass das Thema Familie im Neuen Testament überhaupt nur sehr peripher auftritt.

Alte und neue Großfamilien

In Europa erleben wir die Einengung des Familiengedankens auf die Kleinfamilie, wie schon erwähnt, erst im 17./18. Jahrhundert. Davor ist die blutsverwandte Großfamilie das Übliche. Wir begegnen ihr zum Teil heute noch in ländlichen Gebieten, besonders in Südeuropa. Noch bis ins späte Mittelalter sind großfamiliäre Lebensgemeinschaften normal, bei denen mehrere Generationen unter einem Dach,

zumindest auf demselben Hof zusammenleben. Eine Variante davon sind Großfamilien, in denen außer den verwandten Generationen und auch unverheirateten Verwandten noch das Gesinde mit lebt. Die dritte Variante sind Großfamilien, bei denen mehrere untereinander verwandte Kleinfamilien, zum Beispiel Brüder mit ihren Frauen und Kindern, eine Lebensgemeinschaft auf einem Hof bilden.

Die Kinder in solchen Großfamilien liefen fast „nebenher“. Sie lebten – und arbeiteten – mit den Erwachsenen, lernten durch Beobachten und Mithin. Soziales Lernen ergab sich von selbst in der großen Gruppe der Kinder. Während diese klassischen Großfamilien durch gemeinsame Abstammung und Verwandtschaft zusammenlebten, finden wir heute Großfamilien, die durch Entscheidung und Wahl zusammenfinden.

Ein Beispiel finden wir im Wendland, wo wir eine Kommune in der Nähe von Satemin besuchen. Ursprünglich fanden die Menschen hier über den Kampf gegen das in Gorleben geplante Atommülllager zusammen. Da heraus entwickelte sich mit Einheimischen wie mit Zugezogenen eine Gemeinschaft, die sich früher Kommune nannte, sich heute als Großfamilie bezeichnet und sich als breit und differenziert angelegte Lebensgemeinschaft versteht. 12 Männer, 9 Frauen, 16 Kinder leben hier derzeit zusammen, zu Beginn noch in Bauwagen und alten Wohnwagen, später hat man einfache Holzhäuser errichtet. Wir treffen hier unter anderem zwei ältere Männer, die gemeinsam noch einen der verbliebenen Bauwagen bewohnen, aber zur Zeit mit Hilfe der anderen Bewohner ein Blockhaus aufbauen. Wir treffen ein junges Ehepaar mit zwei Kindern. Das Elternpaar lebt in einer kleinen Holzhütte, die Kinder zusammen mit anderen Kindern in einem geräumigen Holzbau, der den Kleinsten auch als Kindergarten dient. Alleinstehende sind hier, eine Cousine der jungen Ehefrau, Jugendliche. Die Holzbauten und die letzten Wohnwagen bieten Rückzugsmöglichkeiten ins Private, werden aber fast nur zum Schlafen genutzt. Der größere Teil der Erwachsenen sowie die Jugendlichen arbeiten auf Äckern und Gärtnerflächen, die der Gemeinschaft gehören. Einige gehen auswärts arbeiten. Der junge Ehemann zum Beispiel ist Sparkassenangestellter. Die älteren Männer, die beide Lehrer waren, ergänzen für die Kinder den Schulunterricht durch Nachhilfe, Hausaufgabenbetreuung und Vorbereitung auf Klassenarbeiten.

Soweit nicht Feldarbeit bis in die Nacht hinein ansteht, werden die abendlichen Mahlzeiten gemeinsam eingenommen, früher in einem großen Zelt, heute in einem Holzanbau am Kinderhaus. Die Gemeinschaft kann sich weitgehend selbst versorgen. Kochen, Saubermachen etc. gehen reihum, ebenso die Betreuung der Kinder, und zwar sowohl durch Männer wie durch Frauen. Die „draußen“ Berufstätigen sind am Wochenende mit Kinderbetreuung dran. Übrigens kochen auch die Kinder manchmal, unter Begleitung eines Erwachsenen. Am liebsten bereiten die Kinder das ebenfalls gemeinsame Sonntagsfrühstück vor, das sie eigenständig planen, so dass jedes Mal andere Leckereien aufgetischt werden. Überhaupt haben die Kinder in dieser Großfamilie ein hohes Maß an Selbstbestimmung. So haben sie vor zwei Jahren das Kinderhaus auf eigene Initiative und nach eigenen Ideen neu gestaltet und weiter ausgebaut. Wenn sie Rat oder handwerkliche Hilfe von Erwachsenen brauchen, ziehen sie diese hinzu. Die Kinder sind auch sehr aktiv mitbeteiligt bei der Organisation und Gestaltung von Festen.

Die beruflichen und privaten Tätigkeiten der Erwachsenen sind sehr im Fluss. Ein Teilnehmer hatte zum Beispiel mehrere Jahre auf dem Feld gearbeitet, wollte sich dann aber, angeregt durch die Holzbauten, mit Holzbildhauerei beschäftigen. Die Gemeinschaft hat ihm einen entsprechenden Kurs ermöglicht. Heute profitiert sie vom Verkauf seiner großen Holzplastiken auf Kunsthandwerkermärkten und vor Ort. Aus dem privaten Cellospiel eines Mannes, der seit drei Jahren hier lebt, entwickelte sich ein kleines „Dorforchester“, das inzwischen bei Festen auch im Umkreis auftritt.

In regelmäßigen Meetings werden die Belange der Gemeinschaft besprochen, dies immer mit der Perspektive: Was wollen wir noch anders machen? Was möchten wir erhalten? Wo sind Änderungen, andere Versuche im Zusammenleben nötig? Was hat sich überlebt? Wie geht es mit uns weiter, wenn wir älter sind? Das heißt, die Gemeinschaft erlebt sich als gestaltbar und gestaltend. Man ist Initiator und Akteur ebenso wie ein von Umstellungen und Neuerungen Betroffener. Nach einer gemeinsamen „Ideologie“ gefragt, werden der Respekt vor dem Individuum genannt und die Überzeugung, dass menschliches Zusammenleben gestaltbar ist.

Konflikte treten auch hier auf. Man hat für die hartnäckigen Fälle ein kleines „Schiedsgericht“ eingerichtet. Man ist hier, anders als in der auf Verwandtschaft bezogenen Familie, nicht erstaunt darüber, dass der Andere ein anderer ist. Man erwartet nicht von vornherein den Gleichklang und dass man sich „automatisch“, weil verwandt, versteht. Man erwartet aber Offenheit – für das Zuhören, für den Diskurs und für Veränderungen. Die Mitglieder fragen sich ohnehin, so erzählen einige, wie man einst auf die Idee gekommen sein mag, Menschen müssten sich verstehen oder sich sogar lieben, nur weil sie verwandt sind. „Das kann“, sagt einer der beiden älteren Männer, „nur aus einer Zeit kommen, als die Individualisierung noch kein Thema war.“ Die Erosion der blutsgebundenen Familie erscheine deshalb nicht als Unglück, sondern als logische Folge immer weiter fortschreitender persönlicher Selbstgewissheit des Menschen.

Natürlich rechnen die Teilnehmer dieser Lebensgemeinschaft auch nicht damit, dass sie sich einfach deshalb verstehen müssten, weil sie einmal die Entscheidung zu diesem Experiment des Zusammenlebens getroffen haben. Es ist schon bei Ehepaaren ein oft folgenschweres Missverständnis ihrer Situation, wenn sie meinen, durch den Akt des Heiratens eine Art Garantie dafür zu haben, dass man sich nun zeitlebens verstehen müsste. Tatsächlich ist die Heirat ebenso wie der Beschluss, einer Wahlfamilie beizutreten, ein Anfang, stellt nur die Grundlage dar, auf der das weitere erst zu gestalten ist – und zwar kontinuierlich.

Diese hier besuchte Großfamilie versteht sich als sich selbst gestaltende soziale Plastik. Einige beziehen sich ausdrücklich auf Joseph Beuys, der propagiert hat, dass jeder Mensch Mitgestalter eines sozialen Organismus sein kann. Beuys hatte primär den gesamtgesellschaftlichen Veränderungsprozess im Auge, wenn er plakativ propagiert, dass jeder Mensch ein Künstler sei.¹ In dieser Großfamilie ist dieser Anspruch auf die kleine soziale Einheit heruntergebrochen. Fasst man, wie die Teilnehmer dieser Wahlfamilie, die Gemeinschaft als laufend von den Beteiligten zu gestaltenden sozialen Organismus auf, so geht es nicht um ein Endprodukt, sondern um die gestaltenden Handlungen selbst. Im Kleinen

1 „Jeder Mensch ist ein Träger von Fähigkeiten, ein sich selbst bestimmendes Wesen, der Souverän schlechthin in unserer Zeit. Er ist ein Künstler, ob er nun bei der Müllabfuhr ist, Krankenpfleger, Arzt, Ingenieur oder Landwirt. Da, wo er seine Fähigkeiten entfaltet, ist er Künstler.“ aus DER SPIEGEL, 04.06.1986

einer solchen Wahlfamilie ist das nicht anders als im Großen der Gesamtgesellschaft. Der sozial Plastizierende steht nicht einem einmal geschaffenen Werk gegenüber, sondern er ist selbst Teil desselben, und weil er und alle anderen sich verändern und entwickeln, ist das Werk solcher „sozialen Kunst“ nie zu Ende. Es bleibt im Fluss. Hier ist Familie „Work in Progress.“

Diese Gemeinschaft macht die Erfahrung, dass jeder, übrigens auch die Kinder, die entsprechenden sozialen Gestaltungsfähigkeiten hat, wenn ihm der Raum dafür eröffnet wird. In dem Maße, wie auf Anleitung durch Traditionen verzichtet wird, darf der Mensch – und muss er aber auch – selbst sozialgestaltend tätig werden.

In den Verwandtschaftsfamilien ist solcher Freiraum oft nicht gegeben und auch gar nicht erwünscht, weil feste Rollenbilder und die Beziehungen vordefiniert sind, und zwar mit dem Tenor, dass dies immer so zu sein habe. Man lebt hier von althergebrachter Substanz, altehrwürdigen, wenn nicht veralteten Bildern, von Mythen und den damit verbundenen Erwartungen. Wie oben skizziert, zeigt sich aber, dass diese Art von Familienverständnis oft nicht mehr trägt.

Eine neue soziale Substanz entsteht da, wo wir uns in Freiheit begegnen und nur auf uns selbst gestellt sind, statt auf Traditionen die Beziehungen gestalten. Das Anderssein des Anderen nicht bloß zu tolerieren, sondern es geradezu zu erwarten und es als Anstoß zu sozialer Kunst, sozialer Gestaltung aufzufassen, lässt andere Formen von Familie entstehen. Die Grundlage in solchen neuen Wahlfamilien ist statt gemeinsamer Abstammung die Voraussetzungslosigkeit der Begegnung. Es entstehen Gemeinschaften, die dem Einzelnen einen großen Freiraum verschaffen, den er für seine Entwicklung und für die Mitgestaltung der Gemeinschaft braucht. Die Gemeinschaft ist für den Einzelnen da, der aber wieder selbst Teil und Mitverantwortlicher der Gemeinschaft ist.

Lydia meets Beuys. Wir können Lydia als die erste Sozialkünstlerin sehen. Sie bildet und lebt durch freie Entscheidung eine Lebensgemeinschaft, frei von den Normen der Vergangenheit. Bei Lydia war die Grundlage ihrer neuen Familie der Glaube. Bei modernen Großfamilien wird es eher selten der Glaube im konfessionellen Sinn sein. Aber ein Ideal haben sie alle: den Glauben an die Gestaltbarkeit des Zusammenlebens und die Gewissheit, dass dies nur mit freien Individuen gelingen

kann. Auch wenn einige Beteiligte sich selbst möglicherweise gar nicht als Christen sehen wollen, so zeigt sich hier doch etwas, das wir als (späte) Auswirkung des neuen Gemeinschaftsimpulses bei Jesus deuten können ebenso wie seiner die Aufriechkraft des Ich aufrufenden Ansprache, wie wir sie zum Beispiel in den Heilungen erleben. Der Einzelne in der neuen Gemeinschaft ist herausgerufen aus der Abhängigkeit und Festgelegtheit der Blutsverwandtschaft. Und er weiß: im selben Maße, wie wir uns aus den skizzierten Traditionen lösen, sind wir aufgefordert und ermächtigt, Gemeinschaft, speziell Lebensgemeinschaft, aktiv zu gestalten. Voraussetzung ist das seiner selbst mächtige und nur sich selbst verantwortliche Ich.

Der Freiraum, den die Wahlgemeinschaft eröffnet, nährt sich auch da heraus, dass es keine Hierarchie gibt. Da ist kein „Haushaltsvorstand“, kein Pater familias, auch keine Mater familias, auch kein Ältestenrat, der etwas zu bestimmen hätte. Die Kinder sind auf Augenhöhe mit den Erwachsenen, was ihre Möglichkeiten der Mitgestaltung betrifft. Und selbst das oben erwähnte Schiedsgericht wird jedes Jahr durch Wahl neu zusammengesetzt. Die Streitenden halten sich aus freien Stücken an den Schiedsspruch, nicht weil es eine Vorschrift hierzu gäbe.

So scheint uns hier ein Wechsel stattzufinden von der Versorgungsgemeinschaft zur Entwicklungsgemeinschaft. Nur im Hintergrund ist der Zweck der neuen Gemeinschaft die gegenseitige Versorgung, materiell und emotional. Sie ist ebenso Schutzraum und Solidargemeinschaft wie die auf Verwandtschaft bezogene Familie. Im Vordergrund steht aber der Wille, dem Einzelnen zu seinen persönlichen Entwicklungsmöglichkeiten zu verhelfen und dadurch die Gemeinschaft selbst weiterzuentwickeln. Sinn ist nicht die Reproduktion überkommener Formen des Zusammenlebens.

Eine Patchwork-Familie

Auf einen durchaus ähnlichen Weg scheinen sich Patchwork-Familien zu machen, wenn sie darauf verzichten, das Familienbild, das wir für klassisch und ausschließlich halten, reproduzieren zu wollen. Patchwork-Familien haben

die Besonderheit, dass verwandtschaftliche Außenbeziehungen sehr stark in ihr Zusammenleben hineinwirken. Die mitgebrachten Kinder haben jeweils noch einen anderen Elternteil außerhalb der neuen Patchwork-Gemeinschaft. Zu diesem wollen sie in der Regel gut im Kontakt sein. Manchmal missgönnt der getrennte Elternteil den Kindern oder dem wieder verheirateten früheren Partner das neue Zuhause, versucht die Kinder zu beeinflussen, sei es durch Verwöhnung, sei es durch üble Rede über den „neuen Papa“, die „neue Mama“. Patchwork-Familien, die von vornherein mit diesen familiären Außenbeziehungen rechnen (zu denen ja auch noch Omas und Opas gehören, Tanten, Onkel, usw.) und diese womöglich einbeziehen, gestalten eine offene Form von Familie. Den Kindern das Bedürfnis zugestehen, auch mit diesen Außenbezügen weiterhin in stabiler Verbindung zu bleiben, ist der erste Schritt zu einem gedeihlichen Zusammenleben in der neuen Zusammensetzung.

Wir besuchen auf unserer Reise an einem ersten Weihnachtstag eine Patchwork-Familie, und zwar im Vereinsheim des örtlichen Ruderclubs. Tatsächlich sind hier 64 Menschen zusammengekommen, um gemeinsam Weihnachten zu feiern. Falls man in der bunten und fröhlichen Menge eine Struktur sucht: Da ist ein seit zwei Jahren verheiratetes Ehepaar, beide ca. vierzig Jahre alt. Er, Ruderer seit 20 Jahren, bringt zwei Söhne aus erster Ehe mit, sie einen Sohn und zwei Töchter. Der frühere Ehepartner der Frau ist wieder verheiratet und ist in Begleitung seiner neuen Ehefrau und dem gemeinsamen Baby gekommen. Und mit seinen Eltern. Und mit den Geschwistern der neuen Ehefrau, nebst deren Partnern und Kindern. – Die frühere Ehefrau des Ruderers lebt jetzt mit einem etwas älteren Mann zusammen, der wiederum seinen schon erwachsenen Sohn mitgebracht hat. Und dessen Freundin. Und seine alte Mutter ... Die getrennten Paare sind inzwischen freundschaftlich verbunden. Die Enttäuschungen aus der Zeit um die Trennungen herum sind überwunden.

Übrigens stammte die Idee zu diesem Verwandtenauftrieb von den Kindern bzw. Stiefkindern des eingangs erwähnten neu verheirateten Paares. Die Stimmung ist weniger weihnachtlich besinnlich als ausgelassen. Unter dem riesigen Weihnachtsbaum, der nur mit glänzenden Äpfeln behangen ist, spielen die jüngeren Kinder. Die Erwachsenen an den Tischen erzählen, laut, um gegen die

Verstärker der Stereoplanlage anzukommen: Südamerikanische Weihnachtslieder sind zu hören (der Sohn des neuen Partners der getrennten Ehefrau studierte in Chile). Hier freut man sich über sich selbst: dass man so unkompliziert zusammengekommen ist.

Eine Regenbogenfamilie

Zum Schluss unserer Reise besuchen wir eine Wahlfamilie, die von sich sagt, sie sei eine „Regenbogenfamilie“. Es ist eine andere Art von Patchwork-Familie: Auf einer ehemaligen Hofstelle im Fränkischen, die in Eigentumswohnungen aufgeteilt wurde, leben zwei Lesben und zwei Schwule zusammen. Die beiden Frauen haben ein Kind, ein Mädchen, durch künstliche Befruchtung. Die beiden Männer bringen ein Pflegekind ein, ebenfalls ein Mädchen. Sie haben auf der modernisierten Hofstelle zwei nebeneinander liegende Eigentumswohnungen gekauft, haben die Wand zwischen beiden Wohnungen abtragen lassen, so dass ein großer Gemeinschaftsraum entstanden ist, in dem zusammen gekocht und gegessen wird. Der Besucher mag Auseinandersetzungen oder zumindest Diskussionen zum Thema der Geschlechtsrollenentwicklung erwarten. Die Gruppe kennt diese Erwartung und lächelt milde, als der Besucher das Thema anspricht. „Am Anfang war das ein Thema“, sagt eine der Frauen, „aber auch mehr, weil es von außen, vom Jugendamt zum Beispiel, angesprochen wurde. Inzwischen finden wir nichts langweiliger als dieses Thema.“ Die beiden Männer nicken. „Wir sind Menschen, Individuen, und haben uns gegenseitig Raum gegeben, das zu leben, was wir sind oder noch werden wollen. Rollenbilder legen fest, können auch einengen, jedenfalls wenn sie vorgegeben werden. Es ist uns egal, was männlich oder weiblich ist oder wie das jemand definiert. Jeder muss das für sich selbst herausfinden können, falls es ihm wichtig ist. Die Kinder haben hierin von uns aus alle Freiheiten.“ Ein anderes Beispiel einer Entwicklungsgemeinschaft also.

Die geschwisterliche Familie

Sofern es einen Aufbruch zu anderen Familienmodellen geben wird, können wir diese vorläufig „geschwisterliche Familien“ nennen. Zusammenfassend finden wir dazu folgende Aspekte:

1. Sie sind größer als die noch übliche Kleinfamilie. Dies bringt u.a. den deutlichen Vorteil, dass sich die Verantwortung für die Kinder auf mehrere Schultern verteilt, und ermöglicht den Kindern eine Vielfalt von Orientierungsmöglichkeiten. Je mehr Menschen eine solche Familie umfasst, umso geringer ist die Gefahr gegenseitiger Festlegung auf Erwartungen und vorgefertigte Beziehungsmuster.

2. Die geschwisterliche Familie kann Freiräume für den Einzelnen und damit für ihre eigene Weiterentwicklung und soziale Gestaltung schaffen, wo die klassische Familie in Gefahr ist, sich im Versuch, überkommene Verhaltensmuster zu erfüllen, zu erschöpfen. Die erweiterte Familie ist eine Entwicklungsgemeinschaft.

3. Eine moderne Lebensgemeinschaft versteht sich als kontinuierlich gestaltbar. Familie kann hier ein lebendiges, sich ständig veränderndes Kunstwerk sein. Sie ist ein Projekt, keine fertige Institution.

4. Familie kann damit in einem neuen Sinn Kulturstätte sein. Während die heute klassische Kleinfamilie sich oft darauf beschränkt und sich darin aufreibt, Traditionen zu reproduzieren, kann die sich als Work in Progress verstehende Familie in die Gesellschaft hinein impulsierend wirken, gerade auch über die Kinder, die hier neue soziale Kompetenzen erwerben.

5. Die geschwisterliche Familie entsteht durch Wahl und Entscheidung. Bei Lydia und den frühchristlichen Hausgemeinschaften ist der explizit religiöse Glaube die gemeinsame Grundlage. Bei der Wahlfamilie ist es der Glaube an das Recht des Individuums, sich zu entwickeln und eben dadurch die Gemeinschaft mitzugestalten.

6. Die geschwisterliche Familie braucht keine Hierarchie. Sie fordert dadurch ein hohes Maß an Verantwortungsbereitschaft des Einzelnen für die Gemeinschaft, ohne dass er sich einer Person, einer Tradition oder einer Rolle unterordnen müsste.

Ausblick

Am Ende unserer Reise sollten wir uns vor Idealisierungen hüten. Die Grundspannung zwischen Individuum und Gemeinschaft ist auch in der erweiterten geschwisterlichen Familie nicht aufgehoben. Sie kann aber kreativ umgesetzt werden, jedenfalls soweit, bis die Entwicklungsbedürfnisse eines Einzelnen die elementaren Belange der Gemeinschaft sprengen würden. Auch hier gibt es Trennung und Scheidung, einzelne Mitglieder oder ein Paar verlassen die Gemeinschaft im Streit.

Diese geschwisterlichen Gemeinschaften und auch die alternativen Familienmodelle aus anderen Zeiten und Kulturen wollen nicht als neue Vorbilder oder gar neue Normen verstanden werden. Es sind oft nur Projekte, erste Experimente, die mit ihrer ständigen Weiterentwicklung rechnen. Sie wollen kein Bild der Zukunft sein, sondern allenfalls Orientierungspunkte auf dem Weg da hin.

Auf Verwandtschaft gegründete Familien sind natürlich nicht an sich vom Übel. Teilweise werden sie in einer für die Beteiligten sehr befriedigenden Weise gelebt. Es gibt keinen Grund, sie abschaffen zu wollen oder auch nur, sie zu schmähen. Jedoch suchen wir nach neuen Bildern, weil das Kernfamilienmodell gesamtgesellschaftlich gesehen seine Tragkraft zu verlieren scheint. Was ist der erste Schritt in die Zukunft, für bestehende Familien zumal?

Der erste Schritt ist die kommunikative Öffnung der Familie: Sprechen wir doch mit anderen, befreundeten Familien über das, was wir in unserer Familie erleben, das Glück und die Probleme. Und hören wir, wie es anderen Familien ergeht. „Familiengeheimnisse“ sind Gift. Sie erhöhen den Innendruck in der Familie und damit das Bedürfnis, die Familie noch fester von der Außenwelt abzuschotten. Allenfalls gute Freundinnen unterhalten sich mal über Probleme in ihrer Familie, hinter vorgehaltener Hand. Nein, sprechen wir offen miteinander, jedenfalls die Erwachsenen, was uns im familiären Zusammenleben bewegt. Je unbefangener wir das schaffen, umso eher werden wir sowohl Überraschendes und Anregendes wie Beruhigendes aus anderen Familien hören. – Diese kommunikative Erweiterung der bestehenden Familie bringt übrigens auch Freude. Denn die Familie hat sich selbst befreit von dem Mythos der heilen Familie und kann neugierig und mutig werden, das eigene familiäre Zusammenleben auch einmal anders zu gestalten.

Aus dem Griechischunterricht im Seminar

Elsbeth Weymann

Wege im Buch der Bücher
**Ausgewählte Originaltexte der Bibel –
neu übersetzt und gedeutet**

(Verlag Urachhaus, 2011)



